

HANNAH, NOAH, CASPAR, EMIL – UND URSULA

Albert Vinzens

Meine Mutter lebt siebenhundert Kilometer von meinem Wohnort entfernt in einem Schweizer Städtchen in den Bergen. Seit acht Wochen ist sie isoliert. Neunzigjährig, Risikogruppe, wie es heisst. Mir bleibt von Kassel aus nur noch das Telefonieren. «Weisst du, ich bin es ja gewohnt allein zu sein,» tröstet sie ihren Sohn und meint: «Mir geht es gut. Und wenn es denn sein soll, dass ich gehen muss, dann bin ich bereit und gehe. Ich habe doch ein schönes Leben gehabt. Mit euch soll es gut weitergehen, mit meinen Kindern, das wünsche ich, aber wenn es mich treffen sollte, nun gut.» Ich überlege einen Moment und sage dann: «Mama, ich denke eigentlich genau gleich wie du! Ich habe auch ein schönes Leben gehabt und ich könnte auch gehen. Mir geht es wie dir, ich bin auch nicht mehr so jung und ich wünschte, dass, wenn jemand gehen müsste, ich derjenige sei und meine Kinder weiterleben und ein gutes Leben haben.»

Dieses Telefonat führten wir in den Tagen, in denen plötzlich die Meldung durch die Medien ging, die Menschheit könnte in absehbar kurzer Zeit an einer Pandemie zugrunde gehen.

Vor einigen Tagen war die Tochter auf der Durchreise hier. Wir gingen im Bergpark spazieren. An einer Stelle sahen wir an einem See mehrere Menschen, wie sie gebückt mit den Smartphones hantierten. Eine Entenmutter mit dreizehn Jungen! Sensationelles Bild. Die Babies paddeln wie eine flaumige Wolke um die Mama herum. Sie selbst zieht gelassen ihre Bahn, als ginge sie das Ganze nichts an. Nun zückt auch die Tochter ihr Handy, will wie die anderen ein Bild machen und sieht bei dieser Gelegenheit auf dem Display, dass gerade eben jemand geschrieben hat. «Mist, ich habe meinen Schüler vergessen, er wartet in Salzburg vor dem Laptop und fragt, wo ich bleibe.» Tags zuvor hat-

te sie auch schon unterrichtet, bei uns im Keller vor dem Laptop. So zu unterrichten widerstrebt ihr, aber die Akademie, wo sie Dozentin ist, hat geschlossen. Deshalb sass sie vier Stunden nonstop bei uns in einem kleinen Zimmer im Untergeschoss. Mal hörte ich abgehackte Cellotöne, mal rief, sprach oder lachte die fernmündliche Frau Lehrerin. Am Abend war dann noch eine Oper auf dem Programm, die erste Coronaoper, wie die Presse in Deutschland und Österreich berichtete. Die Tochter spielte bei uns zu Hause mit. Oper in den eigenen vier Wänden, wenn das nicht etwas ganz Neues ist, denke ich.

Und die Söhne? Sie sind Musiker, wie die Schwester. Und wie diese wurden sie vom derzeitigen Kulturvollstopp voll gestoppt. Nun können sie gucken wo sie bleiben. Der Sohn in Hamburg freut sich schon sehr darauf, wieder einmal «richtigen Unterricht» zu haben. Hoffentlich schon bald. Er ist noch im Studium, Gitarre. Sein Lehrer sei Spitze, auch jetzt. Er sei zur Zeit wieder daheim in Helsinki. Beim Fernunterricht habe er absolut den individuellen Blick auf die Schüler, wie sonst auch. Jeder bekomme zur normalen Unterrichtszeit eine auf ihn abgestimmte Lektion. Es gebe jede Woche Klassenvorspiel, jetzt halt digital, «aber irgendwie ist das Leben in echt besser.» Das sagt der Jüngste, der in einer Welt aufgewachsen ist, in welcher ihm von Kindesbeinen an und rund um die Uhr die Medien wie ein grosser Spielplatz zu Füssen lagen.

Den anderen Sohn – er spielt Bratsche – habe ich vor ein paar Tagen in Frankfurt besucht. Wir nahmen uns Zeit, um ein Bett für ihn zu bauen. Die Baumärkte sind ja bekanntlich offen. Da holten wir unter recht weltfremden Bedingungen handfestes Material. Er habe etwas zur gegenwärtigen Lage geschrieben, erfahre ich beim Vorstanzen der Löcher und Eindrehen von Schrauben. Anfang Mai sei

in der *Süddeutschen Zeitung* ein Beitrag über Künstler in der Krise erschienen. Das habe ihn motiviert, in Absprache mit seinem Quartett, ebenfalls über die Krise zu schreiben, *ihre* Krise, eine Totalkrise. Das Aris Quartett habe keinen Antrieb, seine Arbeit im Netz zu verschenken, als würde es einem Hobby frönen. «Rückzug in den Bettler-Status, wem nützt das denn?» Der vogelfreie Wandermusiker und seine kostenlose Musik, das könne es auf Dauer nicht sein. Diese Mischung aus Idealismus und Angstneurose, nicht mehr wahrgenommen zu werden, zu beobachten, diese ganzen verzweifelt Beispiele persönlicher Krisenbewältigung, das halte er nur schwer aus, höre ich meinen Sohn reden, während wir Hand in Hand arbeiten, wie er dies sonst im Quartett auch tut und ich zu Hause an meinem Schreibtisch genauso. «Ich habe kein Interesse daran, mich durch ein kostenloses Überangebot selbst zu demontieren und überflüssig zu machen», sagt er und fügt störrisch hinzu: «Keine Konzerte = kein Geld, so sieht es bei uns aus. Es geht nicht darum, den Kopf in den Sand zu stecken, sicher nicht, aber diese Attitüden des Erfinderisch-Werdens überall, dieses Streamen von Hauskonzerten, das kann's doch wohl nicht sein, oder?!»

Alle Kunst mit Publikum lebt von der Anwesenheit anderer Menschen. «Das geht aber gerade nicht», sagt er mit heftiger Gebärde, «und das muss, wie ich finde, ein genauso schlimmes Erlebnis sein, wie es sich anhört.»

Ja, das hört sich wirklich schlimm an, auch und gerade für mich als Vater, der helfen möchte, es aber nicht kann. Und wenn Helge Schneider in seinem kürzlich veröffentlichten *Statement* die gleichen Gedanken äussert, wird die Sache kein bisschen besser, auch wenn Solidarität tröstlich ist für unsere Seelen. Statt dass Konzerte stattfinden, wird der Radikalausbau des Daten-Highways vorangetrieben, so sieht's aus. Und anscheinend ist nichts dagegen zu machen.

Der dritte Sohn hatte sich einem gross angelegten, aufwendig geförderten Forschungsprojekt angeschlossen. Es sollte weltweit das Konzertpublikum untersucht werden, seine geheimen Wünsche, sein Glück und überhaupt die Frage, wer unter welchen Umständen zu Kultur- und Konzertveranstaltungen geht und wer nicht. Statt des Projekts ist Quarantäne angesagt, vielleicht Klavier üben, klingt irgendwie ok, aber wozu üben im Moment? Für wen? Nun, klagen nützt in einer solchen Situation schon mal gar nicht. Tut er auch nicht, stattdessen hat er sich einen Beamer angeschafft und guckt gegenüber seinem Bett an einer grossen weissen Wand schöne Filme an, bis das Leben draussen wieder irgendwie weitergeht.

Wenn ich mit meiner Mutter Ursula telefoniere, erzähle ich ihr Schönes von ihren Enkelkindern, erzähle, dass Hannah auf der Durchreise da war, dass ich mit Caspar ein Bett gebaut habe, dass Emil viel Gitarre übt und dass sich Noah einen Beamer angeschafft hat. Das freut sie alles und wir sagen dann, ach eigentlich haben wir es doch gut. Manchmal denke ich, meine Mama ist genauso klug wie ich, sie erzählt mir auch nur das, was mir keine zusätzlichen Sorgen bereitet. Und sie weiss, dass ich dasselbe tue.

*Albert Vinzens ist promovierter Philosoph, freier Autor und Dozent.
www.vinzens.eu*